

## Von unten auf!

Ein Dämpfer kam von Bieberich: – stolz war die Furche, die er zog!  
 Er qualmt' und räderte zu Tal, daß rechts und links die Brandung flog!  
 Von Wimpeln und von Flaggen voll, schoß er hinab keck und erfreut:  
 Den König, der in Preußen herrscht, nach seiner Rheinburg trug er heut!

Die Sonne schien wie lauter Gold! Auf tauchte schimmernd Stadt um Stadt!  
 Der Rhein war wie ein Spiegel schier, und das Verdeck war blank und glatt!  
 Die Dielen blitzten frisch gebohnt, und auf den schmalen her und hin,  
 Vergnügten Auges wandelten der König und die Königin!

Nach allen Seiten schaut' umher und winkte das erhabne Paar;  
 Des Rheingaus Reben grüßten sie und auch dein Nußlaub, Sankt Goar!  
 Sie sahn zu Rhein, sie sahn zu Berg: – wie war das Schifflin doch so nett!  
 Es ging sich auf den Dielen fast, als wie auf Sanssoucis Parkett!

Doch unter all der Nettigkeit und unter all der schwimmenden Pracht,  
 Da frißt und flammt das Element, das sie von dannen schießen macht;  
 Da schafft in Ruß und Feuersglut, der dieses Glanzes Seele ist;  
 Da steht und schürt und ordnet er – der Proletarier-Maschinist!

Da draußen lacht und grünt die Welt, da draußen blitzt und rauscht der Rhein –  
 Er stiert den lieben langen Tag in seine Flammen nur hinein!  
 Im wollnen Hemde, halbernackt, vor seiner Esse muß er stehn!  
 Derweil ein König über ihm einschlürft der Berge freies Wehn!

Jetzt ist der Ofen zugekeilt, und alles geht und alles paßt;  
 So gönnt er auf Minuten denn sich eine kurze Sklavenrast.  
 Mit halbem Leibe taucht er auf aus seinem lodernden Versteck;  
 In seiner Falltür steht er da, und überschaut sich das Verdeck.

Das glühnde Eisen in der Hand, Antlitz und Arme rot erhitzt,  
 Mit der gewölbten, haar'gen Brust auf das Geländer breit gestützt –  
 So läßt er schweifen seinen Blick, so murt er leis dem Fürsten zu:  
 „Wie mahnt dies Boot mich an den Staat! Licht auf den Höhen wandelst *du*!

Tief unten aber, in der Nacht und in der Arbeit dunklem Schoß,  
 Tief unten, von der Not gespornt, da schür und schmied *ich* mir mein Los!  
 Nicht meines nur, auch deines, Herr! Wer hält die Räder dir im Takt,  
 Wenn nicht mit schwielenharter Faust der Heizer seine Eisen packt?

Du bist viel weniger ein Zeus, als ich, o König, ein Titan!  
 Beherrscht ich nicht, auf dem du gehst, den allzeit kochenden Vulkan?  
 Es liegt an mir: – ein Ruck von mir, ein Schlag von mir zu dieser Frist,  
 Und siehe, das Gebäude stürzt, von welchem du die Spitze bist!

Der Boden birst, auf schlägt die Glut und sprengt dich krachend in die Luft!  
 Wir aber steigen feuerfest aufwärts ans Licht aus unsrer Gruft!  
 Wir sind die Kraft! Wir hämmern jung das alte morsche Ding, den Staat,  
 Die wir von Gottes Zorne sind bis jetzt das Proletariat!

Dann schreit ich jauchzend durch die Welt! Auf meinen Schultern, stark und breit,  
 Ein neuer Sankt Christophorus, trag ich den Christ der neuen Zeit!  
 Ich bin der Riese, der nicht wankt! Ich bin's, durch den zum Siegesfest  
 Über den tosenden Strom der Zeit der Heiland Geist sich tragen läßt!“

So hat in seinen krausen Bart der grollende Zyklop gemurrt;  
 Dann geht er wieder an sein Werk, nimmt sein Geschirr und stocht und purrt.  
 Die Hebel knirschen auf und ab, die Flamme strahlt ihm ins Gesicht,  
 Der Dampf rumort; – er aber sagt: „Heut, zornig Element, noch nicht!“

Der bunte Dämpfer unterdes legt vor Kapellen zischend an,  
 Sechsspännig fährt die Majestät den jungen Stolzenfels hinan.  
 Der Heizer blickt auch auf zur Burg; von seinen Flammen nur behorcht,  
 Lacht er: „Ei, wie man immer doch für künftige Ruinen sorgt!“

# Der König und der Proletarier

## Anmerkungen zu Ferdinand Freiligraths Gedicht „Von unten auf!“

### 1. Der historisch-biographische Hintergrund

„Mit dem Volke soll der Dichter gehen –“<sup>1</sup> eine Entscheidung, die dem Bürgersohn Ferdinand Freiligrath nicht leicht gefallen ist. Am 17. Juni 1810 in Detmold in einem Lehrerhaushalt geboren, aus familiären Gründen in den Kaufmannsberuf gedrängt, wurde der Weg zum „Trompeter der Revolution“ nicht ohne äußere und innere Kämpfe beschritten. Auffällig ist von Jugend an der Drang, der vorgegebenen Wirklichkeit zu entfliehen. Der erste Höhepunkt in Freiligraths Schaffen war seine „Wüsten- und Löwenpoesie“, die ihn berühmt und mit einem Schlag zu einem der meistgelesenen Dichter Deutschlands machen sollte.

„Sechzehn Jahr! – und wie ein greiser / Alter sitz ich, matt und krank“.<sup>2</sup> Dies mag der psychische Ausgangspunkt gewesen sein. Die Phantasie muss die Räume öffnen, die der Körper nicht begehen kann. Das Leben hatte ihn 1832 nach Amsterdam verschlagen, und hier erträumte er sich angesichts des Hafens, der Schiffe, Waren und Menschen, die aus den Kolonien und Ländern fremder Erdteile kamen, mehr denn je eine Welt jenseits braver Bürgerlichkeit. Die Anfangsverse seiner Gedichte öffneten ihm und seinen Lesern die Welt der Abenteuer: „Tragt mich vors Zelt hinaus samt meiner Ottomane!“<sup>3</sup> Oder: „Im Harem weilt der Großwesir“<sup>4</sup>. Oder: „Mitten in der Wüste war es, wo wir nachts am Boden ruhten“<sup>5</sup>. Und die beiden folgenden Verse fassen das Phänomen zusammen: „Beduin, du selbst auf deinem Rosse / Bist ein phantastisches Gedicht! –“<sup>6</sup> Dies traf den Nerv einer Gesellschaft, die unter unfreien Verhältnissen litt, die sich aber auch nationalen und kolonialen Träumereien hingab und zudem mit der Industriellen Revolution begonnen hatte, die sie umgebende Natur in nie gekannter Weise zu wandeln und zu zerstören. 1837 nach Deutschland zurückgekehrt, arbeitete Freiligrath als Kontorist in Wuppertal. „Ich bin wieder Comptoirist hier im pietistischen Wupperthale, verdiene jährlich 500 Thaler und bin betrübt bis in den Tod! Ich hätte große Lust, mich todt zu schießen“.<sup>7</sup>

Mit dem Erscheinen seines ersten Sammelbandes *Gedichte*, 1838 bei Cotta, waren durch die begeisterte Aufnahme seine finanziellen Sorgen vorübergehend beendet. Ein Jahr später zog er an den Rhein nach Unkel und heiratete 1841. Das Ehepaar ließ sich in Darmstadt nieder und Freiligrath stand erneut an der Schwelle einer Bürgerlichkeit, die dieses Mal leicht zur Falle hätte werden können. Doch sollte es anders kommen. In seinem Gedicht „Aus Spanien“, das die Hinrichtung eines monarchistischen Generals erzählt, begründet Freiligrath die konservative Haltung des lyrischen Ichs mit den sogleich berühmt gewordenen Versen: „Der Dichter steht auf einer höhern Warte, / Als auf den Zinnen der Partei.“<sup>8</sup> Die Reaktion war zwiespältig. Und sie war öffentlich, was Freiligraths Situation schnell prekärer werden ließ. Er bekam Beifall von den Gestrigen um Emanuel Geibel und wurde vom „Romantiker auf dem Thron“, dem Preußi-

schen König Friedrich Wilhelm IV., durch die Verleihung einer Pension von jährlich 300 Talern gefördert. Dagegen erklang der Aufschrei der fortschrittlich demokratischen Kräfte. Georg Herwegh widmete dem Dichterkollegen das Gedicht „Die Partei“, in dem die zweite Strophe lautet: „Partei! Partei! Wer sollte sie nicht nehmen, / Die doch die Mutter aller Siege war! / Wie mag ein Dichter solch ein Wort verfemen, / Ein Wort, das alles Herrliche gebar? / Nur offen wie ein Mann: Für oder Wider? / Und die Parole: Sklave oder frei? / Selbst Götter stiegen vom Olymp hernieder / Und kämpften auf der Zinne der Partei!“<sup>9</sup> Wenig später hatte Herwegh für die sogenannten besoldeten Dichter nur noch beißenden Spott übrig, der seinen Ausdruck in dem fiktiven Dialog zwischen Geibel und Freiligrath „Duett der Pensionierten“ findet: „Freiligrath. Doch dies Demagogenfieber – / Geibel. Bändigen wir nur zu zweien! / Freiligrath. Und so laß uns unsre Flammen – / Geibel. Tun zu einem Brand zusammen – / Freiligrath. Braten als getreue Diener – / Geibel. Die verfluchten Jakobiner, / Beide. Und verzehren dann in Frieden / Die Pension der Invaliden.“<sup>10</sup>

Freiligrath war tief getroffen, aber es zeigt seine menschliche Größe, dass er bereit war, seine Position zu überdenken. Vor allem begann er in seinem neuen Wohnsitz St. Goar ab 1842, sich mit der deutschen Tagespolitik auseinanderzusetzen. Er zog sich nicht zurück, sondern nahm den Dialog auf. Später stilisierte er seine Entwicklung: „Ich begreife gar nicht, wie man sich nur wundern mag, daß ich ein Dichter der Revolution geworden bin. Schon meine erste Phase, die Wüsten- und Löwenpoesie, war im Grunde auch nur revolutionär. Es war die allerentschiedenste Opposition gegen die zahme Dichtung wie gegen die ganze Gesellschaft.“<sup>11</sup>

Es geht aus den biographischen Mitteilungen nicht klar hervor, was Freiligrath letztlich zum Umschwung bewegt hat – wenn es denn überhaupt ein einzelnes Ereignis gegeben hat. Ganz gewiss war er wie die meisten bürgerlichen Liberalen von Friedrich Wilhelm IV. enttäuscht. Der König, der sich ein mittelalterliches Verhältnis zwischen Volk und Herrscher ersehnte, aber vergaß, dass das naive Vertrauen des Volkes nur in königlichen Taten einen Grundstein haben konnte, war nicht zu den notwendigen Reformen bereit, die aus Preußen und in Folge aus Deutschland einen modernen Staat gemacht hätten. Damit blieb Deutschland befangen in dem Widerspruch, dass es zersplittert und in überholten gesellschaftlichen Verhältnissen leben musste und sich doch während der Industriellen Revolution zu einem modernen Industriestaat entwickelte. Eine persönliche Begegnung zwischen Freiligrath und dem König und seinem Hofstaat in Koblenz, die dem Dichter die Verlogenheit des Systems vor Augen führte, und ein Zusammentreffen mit Hoffmann von Fallersleben werden am häufigsten als die auslösenden Momente für den Umschwung in Freiligraths Denken genannt.<sup>12</sup> Jedenfalls lehnte der Dichter 1844 den weiteren

Empfang der königlichen Pension ab. Im selben Jahr vollendete er an seinem neuen Wohnsitz in Aßmannshausen seinen Gedichtband *Ein Glaubensbekenntniß*, der mit Victor von Zabern einen mutigen Verleger fand.<sup>13</sup> Das vorrevolutionäre Deutschland wird mit Hamlet verglichen, das grausame Elend der schlesischen Weber wird anrührend erzählt. Der Erfolg der Sammlung war ungeheuer und ließ das konservativ bürgerliche Publikum weit hinter sich zurück. Martin Walser lässt in seinem Stück *In Goethes Hand* Eckermann sagen: „Mein Gott, hab ich unseren Herrschaften den Schock gegönnt: Ihr Liebling Freiligrath singt plötzlich die Republik“.<sup>14</sup>

Freiligrath entkam staatlichen Verfolgungen nur dadurch, dass er ins Exil ging. Seine erste Station war Brüssel, wo er 1845 Karl Marx kennenlernte und Mitglied des Bundes der Kommunisten wurde. Kurz danach ging er über Straßburg in die Schweiz. Hier erschien 1846 *Ça ira!*<sup>15</sup>, über dessen bedeutendstes Gedicht „Von unten auf!“ es einst hieß: „Ein schöneres Lied ist dem Proletariat wohl niemals wieder gesungen worden.“<sup>16</sup>

## 2. „Von unten auf!“

Das Gedicht zeigt in seinen 13 Strophen einen sehr regelmäßigen Aufbau. Vier Verse mit jeweils zwei Paarreimen bilden eine Strophe. Das Metrum ist ein jambischer Achtheber, wie wir ihn in dieser Zeit vor allem von Balladen her kennen. Nur viermal wird der Rhythmus durch eine Senkungsfreiheit aufgelockert. Alle Verse enden männlich mit einer Hebung auf der letzten Silbe. Die zu erwartende Zäsur nach der vierten Hebung weisen viele Verse auf. Aber durch Freiligraths freien Umgang mit ihr wird die drohende Eintönigkeit vermieden, die sonst auch gerade zu Beginn durch den überwiegenden Zeilenstil gegeben wäre. Den Lesefluss fördern die zahlreichen Alliterationen und Anaphern, die Betonung wird dadurch bestimmt, dass von den 52 Versen 24 mit einem Ausrufezeichen enden. Hier verrät sich der appellative Charakter politischer Lyrik.

In den ersten drei Strophen wird die Welt des Königs beschrieben, zu der anscheinend der Dampfer, eine der klassischen Maschinen der Industriellen Revolution, gehört. Mit den Nennungen von Biebrich und der Rheinburg, mit der, wie die letzte Strophe zeigt, die Burg Stolzenfels gemeint ist, eröffnet sich dem Leser der konkrete Raum. 1815 hatte Friedrich Wilhelm IV. noch als Kronprinz die Burg von der Stadt Koblenz zum Geschenk erhalten. Seit 1832 begann der Neuaufbau der Ruine nach den Plänen Schinkels, und zehn Jahre später, am 14.9.1842, zog der König feierlich ein. Damit ist der Zeitbezug hergestellt. Der Dampfer als Errungenschaft des technischen Zeitalters wird mit der Rheinromantik verbunden, einer Romantik, die nicht zuletzt durch die Vereinnahmung durch die Politik längst zum trivialen Klischee verkommen war. Verräterisch ist die Hyperbolik, mit der die Fahrtgeschwindigkeit beschrieben wird. Freiligrath hatte seine Position schon in dem Gedicht „Ein Flecken am Rhein“ deutlich gemacht: „Dein letzter Ritter – ach, und auf dem Dämpfer! / Dahingerissen von der neuen Zeit / Des Mittelalters fromme Trunkenheit!“<sup>17</sup> Die Rheindampfer waren längst ein beliebtes Verkehrsmittel geworden. 1844 beförderten 33 Schiffe rund 900000 Kunden.<sup>18</sup>

Doch die Beflaggung unseres Dampfers verkündet die besonderen Passagiere. Für sie scheint alles bereit: das Wetter, der Fluss, die Berge und Reben, die Städte und das Publikum. Allerdings ist für das Königspaar in seiner Überheblichkeit eben alles nur nett und in seinem Hochmut der Dampfer nur ein Schiffelein. Der König sieht nicht die Gefahr, die in der Glätte des Verdeckes liegt. Auf diesem Schiff kann er ausrutschen wie auf diplomatischem Parkett. Der Spiegel des Flusses zeigt lediglich die Selbstbespiegelung der Adelswelt.

Mit dem „Doch“ als Anfangswort der vierten Strophe, beginnt die entlarvende Antithese zur politischen Illusion und Selbsttäuschung. Im Gegensatz zur Welt des Königs steht der namenlose Proletarier, der ihr erst mit seiner Arbeit ihre Existenz verleiht. Der allwissende Erzähler dieses Gedichtes, der sich in der Apostrophe „dein Nußlaub, Sankt Goar!“ zu erkennen gegeben hatte, wechselt die Perspektive. Nicht mehr die glatte, horizontale Welt der Oberfläche wird gezeigt, sondern die Vertikale, an deren Grund wir die Glut finden, die der Motor der Gesellschaft ist. Freiligrath wechselt hier auch das Tempus vom distanzierenden Präteritum zum mitreißenden, Identifikation schaffenden Präsens. Die flammende Unterwelt des Maschinenraums erinnert an die Hölle, in die der Proletarier sein Leben lang verbannt ist. Aber das Wort „Seele“ weist nicht nur auf seine Leistung hin, es öffnet die Grenze zur religiösen Terminologie und lässt auch daran denken, dass diese Seele erlöst werden kann. Mit einer die fünfte Strophe umschließenden Antithese geht es weiter, indem noch einmal die glänzende, vom Rhein durchflossene Außenwelt genannt wird, die der König als Gegenpol des Proletariers genießen kann. Dass die Welten untrennbar zusammengehören, erweist der Reim, denn jeder Paarreim gehört beiden an. Die nächste Strophe definiert mit dem Wort „Sklavenrast“ das Sein des Proletariers. Gleichzeitig nimmt er die Gestalt einer mythischen Figur an, wenn er halbnackt aus seiner Feuerwelt entsteigt. Und die Drohung seiner Klasse manifestiert sich, wenn er das glühende Eisen in der Hand hält: Er ist Hephaistos ebenso wie (ironisch gesprochen) das „Gespenst des Kommunismus“. Ebenso wird die im Raum stehende Metapher, die den Dampfer als Bild des Staates sieht, unmissverständlich ausgesprochen. Danach beginnt die Rede des Proletariers, die die Gesellschaftsstruktur analysiert: dort der König, das Du, hier das Ich des Proletariers und der dunkle Schoß, aus dem die das Leben erhaltenden Früchte der Arbeit entspringen. Allerdings entstehen sie in der Unfreiheit der politischen und ökonomischen Verhältnisse. Doch die klare Erkenntnis wird deutlich, dass die arbeitende Klasse das Schicksal der Individuen wie auch der staatlichen Gemeinschaft in der Hand hält, wenn sie es denn will. Dies scheint in der politischen Drohung der rhetorischen Frage am Ende der achten Strophe durch. Georg Herwegh wird dies deutlicher und agitatorischer formulieren: „Alle Räder stehen still, / Wenn dein starker Arm es will.“<sup>19</sup> Die neunte Strophe stellt den Proletarier eindeutig über den König. Allerdings in einer Terminologie, die die Realität der arbeitenden Klasse in einer Weise hinter sich lässt, dass der Boden der politischen Agitation verlassen zu sein scheint. „Ich bin kein Communist“, schrieb Freiligrath 1846.<sup>20</sup> Er hat wohl Marx' Analyse der damaligen gesellschaftlichen Verhältnisse geteilt und mit ihm, wo es ging, zusammengearbeitet, aber er ließ sich nicht in das Korsett der Ideologie zwin-

gen. Er bleibt immer der Dichter. Dabei war Freiligrath die Notwendigkeit, dass Bürgertum und Proletariat zusammengehen mussten, wenn eine Revolution erfolgreich sein wollte, bewusst. In seinem Gedicht „Requiescat!“ weist er die ökonomischen Lebensverhältnisse des Bildungsbürgers nach: „Er auch ist ein Proletar!“<sup>21</sup>

Der nächste Gedanke, der sich vom Ende der Strophe bis zur Mitte der nächsten erstreckt, zeigt die Utopie der Revolution. Was oben war, wird unten, was unten war, wird oben sein. Dabei wird die anarchische Gewalt bewusst, in der dies geschehen wird. In der politischen Analyse geht Freiligrath jetzt vom Ich zum Wir. Allerdings verlässt er diese Ebene, lässt den Proletarier sich einer religiösen Heilserwartung zuwenden, wobei er sich auch selbst mit einer religiösen Aura umgibt. Der Kampf der Klassen ist zugleich der mythische Kampf zwischen Gut und Böse. Am Ende wird die Erlösung aus dem Sklavendasein stehen, hier christlich verbrämt.

Mit Beginn der zwölften Strophe wechselt die Erzählperspektive wieder. Nach der langen Rede des Proletariers wird schnell klar, dass er in einer Zukunftsvision befangen war. Es war kein Aufschrei sondern nur ein Murren, die Tat nur Phantasie. Hier werden sicherlich die Erkenntnisse der marxistischen Theorie über die Voraussetzungen einer Revolution zugrunde liegen. Aber das „noch nicht“ macht klar, was kommen wird. Dies wird am Schluss des Gedichtes noch einmal verstärkt. Wie brüchig die Welt des Königs ist, wie unsinnig sein Luxus, geht aus der Analyse des Proletariers hervor, der die Burg des Königs schon wieder als Ruine sieht. Die Revolte der Zukunft wird die politische Romantik, die lediglich zum Mechanismus der Unterdrückung gehört, umkehren und die wahren Verhältnisse aufzeigen.

### 3. Nachlese

Mit diesem Gedicht wurde Freiligrath zum Sprachrohr der Revolution. 1848 kehrte er aus dem Exil nach Deutschland zurück, wurde im selben Jahr verhaftet und freigesprochen und wurde Redaktionsmitglied der von Marx und Engels herausgegebenen *Neuen Rheinischen Zeitung*. Nach der Niederlage der Revolution wurde er 1851 steckbrieflich gesucht und musste wie so viele andere wieder ins Exil gehen. Es gelang ihm, sich in London eine Existenz aufzubauen. 1859 überwarf er sich mit Karl Marx, der ihn zu stark im Bürgerlichen verhaftet sah. In einem Brief Freiligraths an Marx heißt es: „Meiner, und der Natur jedes Poeten thut die Freiheit Noth! Auch die Parthei ist ein Käfig, und es singt sich, selbst für die Parthei, besser draus als drin. Ich bin Dichter des Proletariats und der Revolution gewesen, lange bevor ich Mitglied des Bundes und Mitglied der Redaction der Neuen Rheinischen Zeitung war! So will ich denn auch ferner auf eigenen Füßen stehen, will nur mir selbst gehören, und will selbst über mich disponiren!“<sup>22</sup> Wilhelm I. amnestiert ihn 1861 im Zuge seiner Thronbesteigung. Aber erst 1867 reist Freiligrath wieder nach Deutschland, diesmal noch inkognito. Eine Stiftung zugunsten Freiligraths hatte über 58000 Taler gesammelt, um ihm und seiner Familie eine Existenz in Deutschland zu sichern. Im kommenden Jahr ließ sich Freiligrath in Stuttgart nieder. Den Krieg gegen Frankreich und die Einigung Deutschlands unter preußischer Führung sah er ohne Begeisterung, denn ein freiheitlich demokratischer Staat mit einer liberalen Verfassung war genauso wenig entstanden wie eine Gesellschaft mit gerechten ökonomischen Verhältnissen. Freiligrath starb am 18. März 1876.

DIETMAR NOERING

<sup>1</sup> Ferdinand Freiligrath: Guten Morgen. In: Ferdinand Freiligrath: Gedichte. Stuttgart: Reclam, 1996. S. 51-53; hier S. 53.

<sup>2</sup> Ders.: Moostee. In: Ebd., S. 3-5; hier S. 3.

<sup>3</sup> Ders.: Der Scheik am Sinai. In: Ebd., S.11-13; hier S. 11.

<sup>4</sup> Ders.: Die seidne Schnur. In: Ebd., S. 13-15; hier S. 13.

<sup>5</sup> Ders.: Gesicht des Reisenden. In: Ebd., S. 29-31; hier S. 29.

<sup>6</sup> Ders.: „Wär‘ ich im Bann von Mekkas Toren“. In: Ebd., S. 9-10; hier S. 10.

<sup>7</sup> Zitiert nach Josef Ruland (Hrsg.): Ferdinand Freiligrath. 1876/1976. Bonn: Inter Nationes, 1976; S. 11.

<sup>8</sup> Ferdinand Freiligrath: Aus Spanien. In: Gedichte. A. a. O., S. 41-44; hier S. 43.

<sup>9</sup> Georg Herwegh: Die Partei. In: Herweghs Werke. Erster Teil. Gedichte eines Lebendigen. Hg. und mit einem Lebensbild versehen von Hermann Tardel. Berlin, Leipzig, Wien, Stuttgart: Deutsches Verlagshaus Bong, o.J. S. 121-122; hier S. 121.

<sup>10</sup> Georg Herwegh: Duett der Pensionierten. In: Ebd., S. 122-123; hier S. 123.

<sup>11</sup> Zitiert nach: Vormärz. 1830-1848. Erläuterungen zur deutschen Literatur. Berlin: Volk und Wissen, 10., von Fritz Böttger bearb. Aufl., 1976. S. 237.

<sup>12</sup> Vgl. Ludwig Schröder: Freiligraths Leben und Schaffen. In: Ferdinand Freiligraths sämtliche Werke in zehn Bänden. Erster Band. Hrsg. von Ludwig Schröder. Leipzig: Max Hesse, 1907. S. 74-76.

<sup>13</sup> Ferdinand Freiligrath: Ein Glaubensbekenntniß. Zeitgedichte. Mainz: Victor von Zabern, 1844.

<sup>14</sup> Martin Walsert: In Goethes Hand. Szenen aus dem 19. Jahrhundert. II, 2. Frankfurt: Suhrkamp, 1984. S. 57. Vgl. auch Jürgen Helbach: 150 Jahre „Ein Glaubensbekenntniß“ (Ferdinand Freiligrath). Rede zum Festakt im Hansensaal auf Burg Rheinfels/St. Goar am 23. September 1994. Im Internet unter: <http://www.jhelbach.de/freiligr/reprint.htm> (01.11.2003).

<sup>15</sup> Ferdinand Freiligrath: Ça ira! Sechs Gedichte. Herisau: Verlag des literarischen Instituts, 1846.

<sup>16</sup> Zitiert nach der grundlegenden Interpretation von Peter Seibert: »Wir sind die Kraft!« Anmerkungen zu Ferdinand Freiligraths Gedicht Von unten auf! In: Günter Häntzschel (Hrsg.): Gedichte und Interpretationen. Band 4: Vom Biedermeier zum Bürgerlichen Realismus. Stuttgart: Reclam, 1992. S. 276-285; hier S. 276.

<sup>17</sup> Ferdinand Freiligrath: Ein Flecken am Rhein. In: Ferdinand Freiligraths Werke in zehn Bänden. Band 5. A.a.O. S. 19-23; hier S. 21. Vgl. auch Kurt Roessler und Irene Hufnagel: 1844er Assmannshäuser. Kommentarband zu »Ein Glaubensbekenntniß. Zeitgedichte« von Ferdinand Freiligrath. Mainz: Philipp von Zabern, 1994. S. 60.

<sup>18</sup> Zu denen Freiligrath häufig gehörte und große Geldmittel für seine Fahrten aufwandte. Vgl. Roessler/Hufnagel: A.a.O. S. 62 f.

<sup>19</sup> Georg Herwegh: Bundeslied für den Allgemeinen deutschen Arbeiterverein. In: Herweghs Werke. Dritter Teil. Neue Gedichte. A.a.O. S. 88-89; hier S. 89.

<sup>20</sup> Zitiert nach Josef Ruland: A.a.O. S. 16.

<sup>21</sup> Ferdinand Freiligrath: Requiescat! In: Gedichte. A.a.O. S. 66-69; hier S. 67.

<sup>22</sup> Zitiert nach Ruland: A.a.O. S. 26 f.